

Literatur

Ein Peitschenschlag

So spricht und schreibt ein Herr: Peter Wapnewskis Erinnerungen

Autobiographie ist ein heikles Genre. Zunächst ist sie (so hat es Helmut Schmidt einmal schlicht, aber zutreffend gesagt) eine enorme Versuchung, „die eigene Nase schöner zu malen“; deshalb schreibe er keine. Freilich haben Politiker da andere Möglichkeiten. Dann wichtiger: Wer soll sie lesen? Wem soll sie nützen? Diese Frage muß sich nun eigentlich jeder Autor im Blick auf jeden Text stellen. Bei einer Autobiographie ist sie aber dringlicher, weil es, wenn man sich selbst zur Sache macht, um eine „Sache“ ja nicht geht. Und um „Literatur“ im Sinne des Fiktiven naturgemäß auch nicht. So liegt in der Autobiographie ein irritierender Anspruch, den man auch aggressiv nennen kann: alle mal herhören, denn was ich erlebt habe, was ich war und bin, ist wichtig – nicht nur für mich (was ja sofort zu konzidieren ist), sondern jedenfalls für viele.

Was das erste, die schöne Nase, angeht: Peter Wapnewski schont sich in seinen „Erinnerungen“, die in diesem ersten Teil von der Geburt, 1922, bis zum Jahr 1959 reichen, wahrlich nicht. Dies gilt besonders für die doch eigentlich kurze, aber auch noch im Rückblick sehr lang scheinende Zeit von Januar 1933 bis Mai 1945 – Zeit ist ja nicht gleich Zeit.

Bei Wapnewski kommt sie ganz herein: die Schulen, die Lehrer, die „Hitlerjugend“, die eigene Einstellung (er zitiert aus dem Tagebuch von 1939, das der Obersekundaner bereits führte). Da blüht schon etwas auf von der späteren (einigermaßen gefäßrigen) Ironie, dann der „Arbeitsmann“ in einem Teil Polens, damals „Westpreußen“, danach, ab 1941, der Soldat, ab Juni 1942 im Osten an der Front (im Panzer – „Fünf Zentimeter Langrohr“, eine suggestiv sachliche Bezeichnung, die Kenner, zu denen der Rezensent nicht gehört, wohl lebhaft nickt) und wie es damit schon im Juli 42 zu Ende war – durch eine schwere, klar unausweichlich machende Kriegsverletzung.

Mit guten Gründen vermutet der Autor, daß gerade diese Verwundung ihn hat überleben lassen. Sie erklärt auch den schönen Titel des Bandes: „Mit dem anderen Auge“, denn Peter Wapnewski verlor durch diese Verletzung – ein Geschöß explodierte im Innern des Panzers – das linke Auge. Damit beginnt, abrupt ins Zentrum stoßend, das Buch: „Es war wie ein Peitschenschlag, nicht mehr, nicht weniger.“

Was die Nationalsozialisten angeht, macht er sich gar nicht zum Oppositionellen. Freilich erlauben ihm Verstandes-schärfe und Nüchternheit, auch seine kräftige, ihm offenbar ganz natürliche, irgendwoher mitgebrachte Aufmüpfigkeit nicht, sich von dem (heute und schon seit langem so schwer verständlichen) Taumel um jenen einen Mann einfach mitreißen zu lassen. Nie, muß man sich ja klarmachen, weder vorher noch nachher, war eine Regierung dermaßen populär, ja beliebt. Als es um den Fahneide ging, meldet sich der Rekrut: „Bitte Herrn Leutnant fragen zu dürfen, was geschieht, wenn ich den Eid auf den Führer nicht ablege?“ Die Antwort war knapp und erschöpfend: „Kohlrübe ab, Wapnewski!“

Nicht oft dürfte diese Frage gestellt worden sein. Später, Mai 43, nach der Verletzung, kam es in einer „Johnny-Bar“ am Kurfürstendamm, zusammen mit seinem Freund, dem Schriftsteller Horst Lange, zu wilden Redereien im Suff, die durch Denunziation zu einer Anklage führten. Seltsamerweise wurde diese im Juni '44 eingestellt. Über diese Redereien sagt er: „Kein Heldenstück, fürwahr... Nur wirt wütende Rodomontaden eines juvenilen Gemütes, das undiszipliniert seine Façon

durchbrochen hatte im rauschverworrenen Zustand der Entrückung. Kein Anlaß zum Stolz, damals sowenig wie heute...“ Dies ist besonders berührend, weil man spürt (und versteht), daß es den Autor



Selbstkritische Erinnerung: Peter Wapnewski

Foto AKG

Aufgespießt



Sehnsucht nach Hirnschmalz

Niemand wird die Nützlichkeit von Listen prinzipiell ausschließen wollen. Allerdings scheint die Unsicherheit darüber zu wachsen, von welcher Menge an das Führen von Aufstellungen seinen Charakter als Hilfsmittel verliert und sich ins Gegenteil verwandelt. Das Feuilleton der „Welt“ hat sich nun offenbar entschlossen, dieser Frage einmal gründlich nachzugehen. Seit Jahresbe-

ginn erscheint dort eine neue Rubrik mit dem Titel „Listen“. Noch wissen wir nicht, was dort alles zu finden sein wird. Den Anfang macht eine Aufstellung von Romananfängen. Der erste Satz ist ja bekanntlich der schwerste. Wer's nicht glauben will, der lese nur die Worte, die in die Rubrik einführen sollen: „Zum Jahresbeginn: Selten wird mehr Ahnung, Sehnsucht und Sorgfalt in den ersten Satz gelegt wie in der Weltliteratur.“ Das stimmt zwar, ließe sich aber auch schöner formulieren. Offen gesagt: Selten wurde weniger Sorgfalt, Sprachgefühl und Hirnschmalz in einen ersten Satz gelegt als in diesen. Aber das Jahr hat ja gerade erst angefangen, weitere Listen werden folgen. Nicht nur in der „Welt“, aber auch dort. Noch wissen wir nicht, welche Sätze uns bevorstehen. Nur eines steht heute schon fest. Es ist der folgende Satz, zu lesen kurz vor Silvester 2006 im Feuilleton der „Welt“: „Zum Jahresende: Selten wird mehr Ahnung, Sehnsucht und Sorgfalt in den letzten Satz gelegt wie in der Weltliteratur.“ igl

rigkeit. Offensichtlich also keine Schönfärberei. Und wahrlich alles andere als „Besonntes Vergangene“, wie ein vormals hochberühmter Titel lautete: die Erinnerungen, seinerzeit in sehr vielen Hausbibliotheken stehend, des Arzts Carl Ludwig Schleich, erschienen 1921.

Was nun die Frage nach der Leserschaft seiner Erinnerungen angeht, so hält sich Wapnewski, was bei ihm überrasschen mag, an eine durchgehend politische Sicht. Von sich selbst will er nur schreiben, insofern er Zeuge ist. Er blendet also vieles aus, geht aufs Allgemeine, und dieses ist ja nun eben das alle Betreffende, das Politische. Das gilt schon für die knappe und schöne Evokation der „Kinderspiele“. Und politisch ist auch noch, was er zu seiner Assistentenzeit bei dem Germanisten Richard Kienast in Heidelberg schreibt, und etwa sein verhaltenes Lob auf das „Institut der Habilitation“.

Wapnewski malt nicht aus. Da ist überall Tempo. Knapp berichtet er von seiner sehr besonderen Studienzeit: Freiburg, Sommer 1944 (hier sprechende Episoden mit Martin Heidegger), Jena Winter 44, und, ab Herbst 45, Hamburg. Von dort dann also Heidelberg, dann, nach der Habilitation, eine Vertretung in Tübingen und alsbald eine Groß-Ausfahrt: ein Semester in Harvard. Und auch dieses sieht und schildert er politisch. Er hätte in den Vereinigten Staaten bleiben können. Aber er wollte nicht: „Ein Germanist ist fremd in jedem anderen Land als in Deutschland.“ (Österreich und die altemannische Schweiz sind hier sicher mitgedacht.)

Wie er mit mehr als achtzig Jahren zum Mitglied der NSDAP wurde („Nie war ich so ‚prominent‘ wie in den Wochen nach dieser demaskierenden Eröffnung“), schildert er ebenfalls. Als Christoph Königs „Internationales Germanistenlexikon“ Anfang 2004 erschien, hörte man von ihm keinen Aufschrei, und auch in diesem Buch ist davon nichts. Nicht einmal Ärger über einzelne Historiker, die ganz genau wissen, wie dies damals „immer“ lief und also mit „Das muß der gewußt haben“ sogleich bei der Hand sind. Es ging da um die Aushändigung der Mitglieds-karte, die eben – und sei es nur aus Versehen oder Schlamperei – doch nicht immer ausgehändigt wurde. Aber auch hier bleibt er selbstkritisch: „Ich weiß... daß ich nicht ‚richtig‘ gehandelt habe.“

Zeugenschaft also, „kein Selbstporträt“. Deziidiert beruft Wapnewski sich auf das „asketische“ Ranke-Wort: „Ich möchte mein Ich auslösen.“ Dies allerdings ist ihm nun nicht gelungen. Und übrigens sagte ja selbst Ranke nur: „Ich möchte.“ Nein, Wapnewski ist hier ganz da, ganz als er selbst – in seinem Stil. Er schreibt, als ob er redete, und tut dies knapp, direkt, intensiv, präzise, trocken (bei aller verbalen Gewähltheit), ohne Sentimentalität und Selbstmitleid, das Zynische streifend, aber nur streifend (auch seine Ironie ist ja nur Panzer), scharfzüngig, wozu allein die Präzision schon kräftig beiträgt. Er erzählt denkbar ungemütlich, ist aber trotzdem seltsam heiter. In der Art seines Redens (wirklich: man hört ihn), aber auch in dem, was er sagt, ist Magie. Da ist souveräne Legitimation auch und gerade durch Stil. Es gibt nur wenige, die dies vermögen. Und noch etwas: Es ist ein Herr, der hier redet. Dies mag manche ärgern. Besonders die, die so wie er nicht reden könnten, sich ebendies aber nicht klarmachen und so tun, als täten sie's nur deshalb nicht, weil sie's nicht wollten. Jedenfalls: der irritierende Anspruch, der in dem Genre liegt – hier wurde er eingelöst. Man wird sehen, wie es weitergeht – im angekündigten zweiten Teil. HANS-MARTIN GAUGER

Peter Wapnewski: „Mit dem anderen Auge“. Erinnerungen 1922–1959. Berlin Verlag, Berlin 2005. 255 S., zahlr. Abb., geb., 24,- €.

Natur und Wissenschaft

Massenhaft junge Sterne

Im Zentrum der Milchstraße herrscht quirliges Leben

Die meisten Sterne in der Zentralregion der Milchstraße gelten als besonders alt. Jetzt hat eine Gruppe europäischer und amerikanischer Wissenschaftler unter Leitung von Roland Diehl am Max-Planck-Institut für Extraterrestrische Physik in Garching herausgefunden, daß die Gegend in jüngerer Zeit gleichwohl das Gebiet mit der größten Sternentstehungsrate der Galaxis ist. Für Sterngeburten in so großem Umfang hatte es dort bislang nur wenige indirekte Hinweise gegeben.

Die Wissenschaftler stießen auf den neuen Befund, als sie Spuren vom frühen Tod massereicher Sterne untersuchten. Sie stützten sich dabei auf Messungen mit dem europäischen Gammastrahlungsatelliten Integral, der die Erde seit Oktober 2002 umrundet. Massereiche Sterne, die am Beginn ihres – nach astronomischen Maßstäben – kurzen Lebens deutlich mehr als das Zehnfache der Sonnenmasse in sich vereinen, produzieren durch Fusionsprozesse in ihrem Innern zunehmend schwerere Atomkerne, die sie schließlich, wenn sie am Ende ihres Lebens kollabieren und als Supernovae explodieren, in ihre Umgebung schleudern. In diesem kurzen Endstadium entstehen auch etliche radioaktive Elemente, die mit mehr oder minder langen Halbwertszeiten und in zum Teil mehrstufigen Kaskaden zerfallen.

Eines dieser radioaktiven Elemente ist Aluminium-26, dessen Atomkern ein Neutron weniger hat als das einzig stabile Aluminiumisotop 27. Mit einer Halbwertszeit von etwa 720 000 Jahren wandelt sich eines der 13 Protonen des Aluminium-26 unter Abgabe von Gammastrahlung in ein Neutron um, wodurch ein (stabiles) Magnesium-26-Atom entsteht. Diese Gammastrahlung hat eine charakteristische Energie von 1808,65 Kiloelektronenvolt, was einer Wellenlänge von 0,0006854 Nanometern entspricht. Sie zeigt Gebiete mit häufigen Supernova-Explosionen ähnlich verräterisch an wie ein Schwarm von Geiern das Aas in der Steppe.

Schon in den neunziger Jahren hatten Messungen mit dem Compton-Gammastrahlenobservatorium der amerikanischen Raumfahrtbehörde Nasa gezeigt, daß ein Großteil der nachweisbaren diffusen Gammastrahlung dieser Wellenlänge aus der Richtung des galaktischen Zentralbereichs zu uns dringt. Daneben wurden noch ein deutliches Intensitätsmaximum

im Sternbild Schwan sowie einige lokale Strahlungsmaxima geringer Intensität entlang der Milchstraßenstrecke gefunden.

Das wesentlich leistungsstärkere Instrument der Garching Wissenschaftler an Bord des europäischen Satelliten Integral hat nun erstmals eine klare Lokalisierung der diffusen Gammastrahlung auf den zentralen Bereich der Milchstraße erlaubt. Entscheidend hierfür war der Nachweis geringfügig unterschiedlicher Wellenlängen (beziehungsweise Energien) der ankommenden Strahlung in Abhängigkeit von der Blickrichtung. Die Wellenlänge der Strahlung, die nicht exakt aus der Richtung zum Milchstraßenzentrum zu uns gelangt, ist wegen der Rotation der Galaxis und des damit verbundenen Doppler-Effekts ein wenig verschoben. Die Bereiche auf der einen Seite des Zentrums bewegen sich auf uns zu, auf der anderen Seite von uns weg.

Aus der Größe der Verschiebung läßt sich die Relativgeschwindigkeit der strahlenden Materie und damit über einfache geometrische Überlegungen ihr Abstand vom Zentrum der Milchstraße ableiten und somit die Gegend der stärksten Strahlung entsprechend einkreisen. Dies wiederum erlaubt jetzt eine Abschätzung der vorhandenen Menge an radioaktivem Aluminium, die sich auf insgesamt etwa drei Sonnenmassen belaufen dürfte. Mit Modellrechnungen über den Ausstoß an Aluminium-26 bei einer Supernova und der bekannten Halbwertszeit dieses Isotopes haben die Forscher daraus eine notwendige „Nachschubrate“ von etwa ein bis zwei Supernovae pro Jahrhundert abgeleitet, wie sie in der heutigen Ausgabe der Zeitschrift „Nature“ berichten. Dieses Ergebnis bestätigt frühere Abschätzungen.

Da massereiche Sterne nur ein paar Millionen Jahre alt werden, muß in dem fraglichen Gebiet auch die Sternentstehungsrate entsprechend hoch sein. Darauf haben neuerdings vor allem Infrarot-Beobachtungen schon hingedeutet. Sie haben jüngst erst gezeigt, daß unsere Galaxis eine ausgeprägte Balkenstruktur besitzt. Demnach gehört die Milchstraße nicht zu den typischen Spiralgalaxien, sondern zu den Balkengalaxien. Die Balkenbereiche solcher Systeme gelten generell als Regionen mit deutlich erhöhter Sternentstehungsrate, in denen entsprechend viele Supernovae aufleuchten. HERMANN-MICHAEL HAHN

Charons Maße

Sternbedeckung liefert genaue Daten

Der Durchmesser des Plutonomdes Charon ist jetzt erstmals genau ermittelt worden. Er beträgt 1207,2 Kilometer mit einer Unsicherheit von nur zehn Kilometern. Damit ergibt sich für die Dichte des Objekts, dessen Masse aus seiner Bahn um den Pluto hergeleitet werden kann, ein Wert von 1,71 Gramm pro Kubikzentimeter. Die Daten stützen sich auf die Beobachtung einer Sternbedeckung durch den Trabanten, die am 11. Juli vergangenen Jahres von zwei Standorten in Chile und einem in Argentinien ausgeführt wurde. An der Kampagne war eins der vier 8-Meter-Teleskope der Europäischen Südsternwarte beteiligt. Vorher war ein solches Ereignis erst einmal, im Jahr 1980 von Südafrika aus, beobachtet worden. Seitdem haben die Astronomen drei Sternbedeckungen durch Pluto (1985, 1988 und 2002) für die Ermittlung von dessen Durchmesser genutzt. Sie haben dabei einen Wert von 2390 Kilometern erhalten. Das entspricht

dem doppelten Durchmesser des Mondes Charon. Der Atmosphärendruck auf der Oberfläche dieses Trabanten beträgt den bei der jüngsten Sternbedeckung gewonnenen Daten zufolge höchstens 0,1 Mikropascal, was einem Zehnmillionstel des Atmosphärendrucks auf der Erde entspricht. Der Druck auf Pluto wird auf 10 bis 15 Mikropascal geschätzt. Mit einem Submillimeter-Interferometer auf dem Mauna Kea in Hawaii ist es nun Astronomen des Harvard-Smithsonian Center for Astrophysics in Cambridge (Massachusetts) erstmals auch gelungen, die Temperatur des Charon anhand seiner Wärmestrahlung direkt zu messen. Sie beträgt 53 Kelvin, was aufgrund der Sonneneinstrahlung zu erwarten war. Der Pluto dagegen hat sich bei derselben Meßreihe zur Überraschung der Astronomen als zehn Kelvin kälter erwiesen. Er hat eine Temperatur von 43 Kelvin. Die Forscher glauben, daß ein Teil der eingestrahelten Sonnenenergie dafür verbraucht wird, Stickstoffgas an der Oberfläche des Planeten in Gas umzuwandeln, und dadurch nicht zur Aufheizung beitragen kann. F.A.Z.

Die ganze Tirade über die lügende Schöpfung ist also eine einzige naive Projektion menschlicher Kategorien auf die Natur. So weiß und sagt es die Naturwissenschaft, seit Darwin die Lehre von der Unveränderlichkeit der Geschöpfe widerlegt und die langsame Evolution an die Stelle der plötzlichen Kreation gesetzt hat.

Aber wenn nun auch hinter der Evolution ein Schöpfer stünde? Wenn Gott, der die Welt nachweislich nicht in sieben Tagen angefertigt hat, immer noch an der Arbeit sein sollte, sowohl in der weiterlaufenden natürlichen Evolution wie auch in den Evolutionsschritten, die im Labor der Stammzellenforscher bald einmal von den Menschen selbst bewerkstelligt werden? Dann würde sich das alte Problem der Theozie wieder stellen, das Problem, wie man die Gottesvorstellung retten und rechtfertigen kann angesichts des Bösen und Schrecklichen in seiner Welt, und die Theologen hätten zu erläutern, inwiefern hinter der Teufelsmantis zwar nicht deren eigener Wille, wohl aber der Wille Gottes stecke und wie das charnante Tierchen mit dessen Allgüte denn vereinbar sei. Auch Grillparzers Bischof Gregor, der ausdrücklich von eines „Schöpfers Welt“ ausgeht, geriet nun wieder in Schwierigkeiten.

Die Wissenschaftler des 19. Jahrhunderts, die reisenden Forscher, die die Teufelsmantis entdeckt und ihr den Namen Idolum diabolicum gegeben haben, was soviel heißt wie teuflisches Gespenst oder diabolisches Trugbild, hatten keine theologischen Probleme. Diese waren längst in besser geeignete Fakultäten ausgelagert. Ebensowenig machten sie das Insekt für sein Treiben verantwortlich. Und dennoch steckt in dem Namen der Reflex ei-

nes moralischen Schocks angesichts solcher Verbindung von Blütenschönheit und Mord, von Mord durch die Vorspiegelung von Blütenschönheit. Das Ereignis der Verstellung, der Verkleidung, der planvollen Simulation streift unser moralisches Gefühl auch dort, wo wir wissen, daß der böse Plan nicht in einem vorlaufenden mentalen Akt besteht, sondern in der reinen Logik des Geschehens. Der Name beweist, daß die Teufelsmantis diese Erfahrung im Beobachter auslöst. Es ist die sekundenschnelle Evidenz eines diabolischen Betrugs. Evidenz, das unmittelbare Einleuchtende, braucht keine zusätzliche Begründung. Evidenz fragt nicht weiter nach Warum und Woher und ob überhaupt. Evidenz kann auch noch da sein, wenn sie wissenschaftlich bereits widerlegt ist. So entspringt die Evidenz des Diabolischen auch im Alltag, etwa beim Opfer eines bösen Mobbings, obwohl der verabscheute Vorgang psychologisch leicht erklärbar ist. Und so entspringt Evidenz auch in der Literatur, angesichts der zielgerichteten Intrige.

Tatsächlich hat die Teufelsmantis literarische Qualität. Sie verkörpert eine Geschichte. Sie ist von novellistischem Wert. Literarisch gesehen, besteht zwischen den Diabolischen auch im Täuschungs- und Betrugsstrategien in der Natur und den Berichten über die entsprechenden Vorgänge in der Menschenwelt keine absolute Differenz. Beide können die schockartige Erfahrung des Bösen auslösen, und diese Erfahrung ist Realität, ganz unabhängig vom Wissen über die Prozesse der evolutionären Mutation und Selektion, die hinter dem Naturereignis stehen. Diese sind Gegenstand der theoretischen Überlegung, welche sich an die schockartige Erfahrung

PETER VON MATT

Die Intrige

Theorie und Praxis der Hinterlist



Carl Hanser Verlag · 2006

anschließt. Aber so geschieht es ja auch angesichts der Literatur. Auch da gibt es die Differenz zwischen dem Moment der schockartigen Erfahrung und der anschließenden Reflexion. Auch da kann die Reflexion die moralische Qualität eines Ereignisses oder einer Figur im nachhinein verändern, kann sie sogar ins Gegenteil verkehren. Ein Beispiel wäre Shakespeares Shylock. Die Voraussetzung der in der Reflexion gewonnenen Erkenntnis aber – was wir dann gern als den „Sinn“ eines Werks bezeichnen – ist immer jener vorgängige Schock. Er stellt das erste und grundlegende ästhetische Ereignis dar und also die höhere ästhetische Wirklichkeit, als was er an Nachdenken auslöst.

Das Nachdenken, welches Jago ausgelöst hat, füllt heute eine mittlere Bibliothek. Dennoch ereignet sich der Schock, die entsetzliche Evidenz des Bösen und der dämonischen Tücke dieser Gestalt, immer neu und wie zum ersten Mal auf den Bühnen der Welt.

Es ist also nicht nur naiv und anthropomorphisierend, wenn uns vor der Teufelsmantis einen Moment lang moralisch

schaudert. Und es ist nicht nur das Anzeichen eines schlichten Gemüts, wenn von den Berichten über die Strategien dieses Insekts eine Faszination ausgeht, die sich berührt mit der Faszination vor den großen Bösewichten und Ränkeschmiedern der Literatur oder des Films. Schließlich gehören auch wir zu dieser Welt des Lebendigen, zur Natur, die gekennzeichnet ist durch Lüge, Täuschung und tödliche Hinterlist. Die biologische Programmierung, die zum Treiben des Idolum diabolicum führt, unterscheidet sich nicht fundamental von der biologischen Programmierung des Menschen. In dem Maße, in dem der Satz: „Die Schöpfung lügt“ Geltung hat, in dem Maße müssen auch wir an der biologisch gesteuerten Hinterlist partizipieren. Vielleicht nährt sich die dunkle Bezauberung, die seit jeher von der planvollen Täuschung, der souverän geführten Intrige ausgeht, aus unserem angeborenen Anteil an der universalen Fallenstellerei. Vielleicht sind die Erzählungen der Naturwissenschaftler, die uns von den Strategien der Tiere und Pflanzen berichten, auch auf biologischer Ebene verwandt

mit den Geschichten der Dichter und Dichterinnen aller Zeiten, die uns von den Täuschungsmanövern bald böser und bald guter, bald verliebter und bald machtgeriger, bald verfolgender und bald verfolgter Leute berichten.

Es gibt den Bericht über den Kuckuck, und es gibt den Bericht über die Eroberung der Stadt Troja. Beides sind großartige Geschichten aus dem Leben auf dem blauen Planeten. Hier wie dort will einer in des andern Nest.

Wie macht es der Kuckuck? Jedermann weiß das, und doch bleibt es eine gute Geschichte. Zu einer guten Geschichte gehört, daß man sie gerne wieder hört, auch wenn man sie seit vielen Jahren kennt.

Der Kuckuck läßt seine Eier von anderen Vögeln ausbrüten, läßt seine Nachkommen von andern Vögeln aufziehen, und er muß dazu die Nachkommen dieser andern Vögel nach und nach ums Leben bringen. In das besetzte Nest eines brütenden Vogelpaars ein fremdes Ei zu legen, ist nicht einfach. Der männliche Kuckuck, der von Natur aus recht massig aussieht und in mancher Hinsicht an die Konturen eines Raubvogels erinnert, tut zunächst so, als wolle er das ausgewählte fremde Nest angreifen. Er täuscht eine eierraubende Attacke vor. Dadurch lenkt er das Brutpaar ab. Die beiden müssen ihr Gelegere verteidigen und das Nest für kurze Zeit verlassen. Dies ist der Moment für das Kuckucksweibchen. Es fliegt unauffällig an den Tatort, wirft eines der legitimen Eier aus dem fremden Nest und legt ein eigenes zu dem verbliebenen. Dieses Kuckucksei hat die Größe, die Farbe und die Sprinkelung der andern Eier; in einem Rotkehlchennest ist es also anders beschaffen als im Nest einer Grasmücke.

Wenn das brütende Paar zu seinem Nest zurückkehrt, nachdem es den vermeintlichen Räuber vertrieben hat, setzt es seine Brutfähigkeit fort – und das Kuckuckspar macht sich über das rausgeschmissene Ei her und frißt es leer. Der junge Kuckuck, obwohl später gekommen, schlüpft dann etwas früher als die Nestgenossen und wirft diese, als erste große Arbeit seines noch ungefederten Lebens, aus dem Nest. Er schiebt sich unter die Geschwister und kippt sie über den Rand. Die unfreiwilligen Stiefeltern aber füttern alles, was einen Schnabel aufsperrt, auch wenn zuletzt nur noch ein einziges, riesiges offenes Maul da ist.

So erobert der Kuckuck das fremde Nest. In ähnlicher Weise eroberten die Griechen nach zehn Jahren Belagerung die Stadt Troja. Auch diese Geschichte ist bekannt; das trojanische Pferd gehört zu den zähesten Restbeständen klassischer Bildung. Das deutet auf eine Story von elementarer Bannkraft.

Am Anfang steht eine Naturbeobachtung. Kalchas, der Priester und Seher der Griechen, teilt deren allgemeine Verzweiflung über das immer aussichtslosere Unternehmen. Troja ist einfach nicht zu erstürmen. Da sieht Kalchas, der von Berufes wegen stets nach Zeichen und Orakeln Ausschau hält, wie ein Raubvogel eine Taube verfolgt. Diese flüchtet sich in eine Felspalte. Der Raubvogel rennt vergeblich an den schmalen Riß an, stößt sich fast den Schädel ein dabei. Schließlich zieht er sich zurück und versteckt sich in einem Baumwipfel, um dort still zu warten. Die Taube verläßt ihre Burg, weil die Luft wieder rein scheint, und jetzt erwischt sie der Räuber.

Fortsetzung folgt